

29]

Die Stadt.

Roman von Nicolaus Krauß.

Draußen klopfte es. Ein alter Briefträger, dessen Oberkörper nach vorn und links, wo er die schwere Tasche trug, überhing, kam herein. Er wischte sich den Schweiß mit einem roten Schnupftuch und knurrte in seinen weißen Bart.

„Etwas aus Bayern... G'hört's Ihnen?... Alsdann!“

Er wandte sich eilfertig.

„Der Durst!...“

Lene betrachtete den Brief und die bairische Marke.

Wer konnte ihr von da schreiben?... München!...

Sie mußte niemand... Eine Frauenhand war es nicht. So schrieb man auf dem Gericht, in den Aemtern, wo es Leute gab, die ihr Leben lang nichts anders thaten als schreiben...

Sie nahm die Schere, schnitt den Umschlag durch und begann zu lesen. Langsam und bedächtig, wie es ihre Art war. Schon der Anfang machte sie stugen. Mit einem Male fuhr es ihr siedend heiß nach den Schläfen, ihre Augen wurden groß, ein Knack ging durch ihren Körper.

Blöcklich warf sie den Brief zu Boden.

„Einer wie der andere!... Keh!“

Sie erhob sich und ging erregt im Zimmer auf und ab.

Gab's denn in der Stadt gar keine andern Weiber, da sie zu ihr kamen, einer nach dem andern?... Sie hatte ihnen doch keinen Grund dazu gegeben!... Weil sie eine Witfrau war, glaubten sie, sie zittere danach... diese!... Was mußte das für eine Gesellschaft sein!... Psiui! Wie ekelhaft!... Sie pfiß darauf!...

Sie stand am Fenster und blickte nach dem Wasserstrahl des Brunnens, der mit schier eintöniger Regelmäßigkeit in das Becken fiel. Das Wasser eilte, langsam stiegen die Luftblasen zur Oberfläche.

Eigentlich... warum ärgerte sie sich denn?... Weil sie den Männern gefiel, und die sie heiraten wollten?... Gewiß, es waren armelige, alte Krauterer... aber manche hätte doch mit allen zehn Fingern zugegriffen... Sie... brauchte nur nein zu sagen und die Sache war erledigt. Wenn sie nicht wollte, kam ihr keiner an den Leib.

Also!... Den Stadt-Seif hatte sie expediert, Planck ihre Meinung ins Gesicht gesagt... der... dritte war noch schneller und einfacher abzuferigen.

Sie nahm den Brief auf, setzte sich und strich ihn auf den Knien glatt. Und sie las ihn wieder und ein drittes Mal und merkte es nicht, daß sie sich die Worte fast laut vorsagte.

„Geehrte Frau!

Entschuldigen Sie, wenn das Nachfolgende etwas trocken und geradheraus klingt: ich bin im Abfassen derartiger Schriftstücke etwas unbewandert. Ich komme mit einer Bitte. Wie Sie wissen oder gehört haben werden, besitze ich ein schönes Haus, eine gutgehende Schänke, eine anständige Pension. Vares Geld ist auch da. Wenn Ihnen die Bierschänke nicht paßt, kann sie verpachtet werden. Mit dem „Kerl“ selbst ist freilich kein großer Staat mehr zu machen. Er ist stark in den fünfzigern und nicht mehr fest auf den Füßen. Aber er hat Sie gern, sehr gern. Und er bittet Sie hiermit um Ihre Hand. Ansprüche macht er keine. Ihr Wille, Ihr Wunsch wird ihm immer Gesetz sein, soweit man es unter vernünftigen Menschen billigerweise verlangen kann.

Ich gehe für acht Tage in die Berge und fahre noch einmal nach München zurück, ehe ich nach Hause komme. Erscheint Ihnen mein Antrag des Ueberlegens wert, dann schreiben Sie mir, bitte, nicht. Glauben Sie aber „Nein“ sagen zu müssen, dann erwarte ich mein Urteil hier, poste restante.

Ihr ergebener

Christof Sturm.“

Wieder erglühte sie; aber Bohn und Entrüstung waren verschwunden. So konnte nur einer schreiben, der es ehrlich meinte. Ein einziges Mal hatte sie ihn gesprochen, wegen

(Nachdruck verboten.)

ihrer Pension, er hatte keinen schlechten Eindruck gemacht. Die fahle Gesichtsfarbe würde auch verschwinden, wenn er nur erst aus dem Bierdunst und Tabaksdampf heraus war. Lene ließ die Hand mit dem Briefe sinken und starrte vor sich hin. Und eine lockende Vision stieg vor ihr empör.

Sie sah sich als die Frau eines reichen Bürgers, gleichgestellt und gleichachtet jenen Frauen, deren Männer die Stadt regierten. Eine Bürgerfrau von Eger!... Einst hatten diese gewetteifert mit Fürstinnen in Tracht und Pracht!... Auch sie würde in Sammet und Seide gehen, Diensthoten würden ihr alle Arbeit abnehmen, und hinter ihr würde man tuscheln und erzählen von dem armen Waisenkinde, dessen Vater in der Eger ertrunken, von der ehemaligen Försterin von Konradsreuth...

„Und Gruber!“

Der verführerische Schein verblich. Sie schlug beide Hände vor das Antlitz.

„Nein!... Er soll keine Antwort haben!...“

Und Lene ging an ihre Arbeit. —

Mit dem Schreiben wurde es nichts. Diesen Tag nicht und auch nicht am folgenden. In der reifen Frau war etwas erwacht, von dem sie sich keine Rechenschaft geben konnte. Ein Sehnen, das kein Ziel wußte, manchmal aber so stark wurde, daß sie die Augen schloß, um nicht vom Schwindel überwältigt zu werden. Ihr Kopf glühte, die Hände fühlten sich heiß an, ab und zu lief ein Fiedeln über den ganzen Körper. Vor ihren Augen stand das Bild eines Brachfeldes; von der Hitze in große Schollen zerrissen, lechzte es nach Regen.

Und die beständige Unruhe! Sie belauerte sich und merkte, daß ihre Bewegungen fahrig, der Gang ungleich, manchmal wie springend, geworden. Sie war nicht mehr im Stande, eine Arbeit in einem Zuge zu Ende zu führen. Vorstellungen kamen, Bilder, deren sie sich schämte, um sie im nächsten Augenblick zurückzuwünschen. In ihrer Angst griff sie zum Rosenkranz. Wenig Perlen rollten ab, dann ruhten die Hände untätig im Schoße, die brennenden Augen starrten ins Leere.

Die Hitze hielt an. Seit Menschengedenken hatte man Ende August nicht eine solche Glut erlebt. Wenn Lene einmal hinunterkam, hörte sie erzählen, daß das ganze Land zu einer Scholle zusammengebacken sei, kein Aflug greife an. Die Weiber klagten, ihre Männer seien aus den Wirtschaften gar nicht mehr herauszubringen. Und Kauferei und verbeulte Köpfe gäbe es allüberall. Was würden das für Wahlen werden!

Lene hielt Tag und Nacht Fenster und Thüren offen, an ein Schlafen war nicht zu denken. Als läge sie auf einem glühenden Kof, kam es ihr vor. Und die Gerüche! Alles, was diese alten Gebäude im Laufe der Jahrhunderte eingeatmet, wurde frei, erweckte Vorstellungen von Krieg, Hungersnot und Pest, wildem, fremdem Gesindel, das jenseit und mordend durchs Land zog, und marterte den Leib, der aufstöhnte vor trockener Hitze. Lene schlug sich die Brust und biß sich in die Arme, es wäre ihr wohlher gewesen, wenn sie rinnendes Blut gesehen hätte.

Ab und zu ließ die Erregung etwas nach. Dann begann sie zu träumen. Kästen und Schränke und Koffer riß sie auf und warf alles auf einen Haufen; um dann jedes einzelne Stück wieder herauszufinden und an seinen Platz zu legen. Ihr ganzes Leben zog dabei an ihrem Geiste vorüber.

Da, dieses hölzerne Klippchen stammte noch aus ihrem Vaterhause; immer hatte sie es wie ihren Augapfel gehütet, und nicht einmal die Kinder des Onkels in Mühlstein hatten es anfassen dürfen. Die Dode Garn, deren Fäden schon anfangen, brüchig zu werden, hatte sie im Streicher-Hof gesponnen. Auf welche Weise mochte der Lump von einem abgehaunten Bauer zu Grunde gegangen sein?... Den Stoß seine Leinwand hatte sie, als sie im Hofe am Bühl Großmagd gewesen, für ihr eigenes Geld weben lassen. Ihr Hochzeitshemd hatte sie davon geschnitten, und zu einem Sterbefaid würde es auch noch reichen... Ein Stoppfholz und ein Nähkästchen aus Zirbellieferholz hatte ihr Gruber im ersten Jahre geschenkt, als sie noch nicht Frau war....

„Gruber!“

Sie ließ plötzlich alles fallen, und begann weiter zu fuchen und zu wühlen mit zitternden Händen.

In dem alten Gebetbuch mußte es sein. . . .

„Ja!“

Das vergilbte Blättchen, wie oft hatte er es ihr gezeigt! Da, über dem Kapuzinerkloster, das kleine Häuschen, das nur noch aussah, wie ein brauner Fleck, war sein Vaterhaus. Als Kuben hatten sie immer den Patern im Gemüsegarten geholt, beim Pflanzen, Unkrautjäten und Wassertragen, und hatten sich dann satt essen dürfen an den schwarzen Johannisbeeren, die an allen Steigen wuchsen. Wie gut die geschmeckt hätten! Nie mehr im Leben hätte er solche bekommen!

Sie schlug ein Blatt um und nahm die kleine Silhouette heraus, trat zur Kommode, über der Grubers Bild in schmalen Nähnchen hing und verglich. Das war seine starke, gerade Nase, der kurze, etwas hängende Schnurrbart und das energische Kinn. Nur viel jünger mußte er damals gewesen sein, als der Schattenriß geschnitten wurde. So in den Vierzigern. . . .

Lene kam ins Sinnen.

Wenn . . . in dem Alter . . .

Ihre Augenbrauen zogen sich zusammen, düstere Glut leuchtete in ihren Augen. Und ohne daß sie es wollte, zerkrümelte sie mit einem Griff die Silhouette, daß das trockene Papier raschelte.

Als sie das hörte, schlug ihre Stimmung sofort um; Thränen schossen ihr aus den Augen, und während sie das Bildchen zu glätten versuchte und es immer wieder kitzte, schluchzte sie:

„Verzeih' mir, Vater . . . Ja? . . . Verzeih' mir! . . . Und rat' mir, Vater . . . ich weiß mir nicht mehr zu helfen! . . .“

An einem Abend kam ein junger Burtsche zu Lene herauf, lachte schon zur Thür herein und nahm gleich auf der Bank Platz, als wäre er zu Hause.

„Einen schönen Gruß von der Mutter und da schickt sie die „Interessen.““

Er fuhr in die Hosentasche und zählte mit seinen dicken Fingern sechs Silbergulden auf die Tischplatte. Dann schüttelte er das Beinkleid, es klapperte noch darin.

Lene sah ihn mit großen Augen an.

„Ja, wie ist mir denn? . . . Du . . . Sie . . . bist doch net der Stobitzer Anton?“

„Affurat derjelbige . . . aus Gafnit.“

„Und da bist Du jetzt 'reinkommen, wo's auf die Nacht zugeht?“

Der Burtsche zeigte alle seine Zähne.

„Aber, Frau Försterin, ich bin doch schon lang in der Stadt! . . . Zwei Jahr' hab' ich schon ausg'lernt! . . . Schlosser bin ich!“

Lene nahm ihrem Gast gegenüber Platz.

„Nichtig! . . . Die Mutter hat mir davon erzählt . . . Wie geht's ihr denn?“

„Vor vierzehn Tagen war ich daheim. Schimpfen und schmettern thut sie noch wie sonst . . . 's G'schäft geht halbwegs. Vom Kaiserwald her wird jetzt wieder viel g'fahren, und die Fuhrleut' haben Durst. Wenn S' zur Kirchweih eine schöne Gans brauchen, hat die Mutter g'sagt, sollen Sie's nur jagen; kosten thut sie nichts . . .“

Lene stellte sich die kleine, resolute Wirtin vor; sie war eine Witfrau wie sie, hatte eine Stube voll Kinder und war doch jederzeit zu einem Scherz oder Spaß aufgelegt. Wer ein solches Temperament haben könnte! . . .

„Ist nichts Neues? Draußen, mein ich . . .“

Der Schlosser nickte gravitatisch.

„Eine ganz große Neuigkeit! Die ganze Gemeinde war auf: Die Nidelmathe hat wieder g'heiratet! . . . So eine alte Heugeigen, hat die Mutter g'sagt, ist schon Großmutter und probiert's noch einmal!“

Lene war zusammengequält. Sie kannte die Frau ganz gut. Wenn sie in den ersten Jahren ihrer Ehe einen Rat brauchte, von ihr hatte sie ihn immer bekommen.

„Wer ist er denn? . . . Der Knecht?“

„Gar keine Red' . . . So billig thut's die net! . . . Wohmann-Franz heißt er, vor a paar Jahren hat er bei uns a Wirtschafftl kauft. Stammen thut er von droben her, aus 'm Wald . . . Sätzenreuth heißt's . . . Er wird halt in den Vierzigern sein . . . Und die Alte hat ihrer Tochter den Hof verschreiben lassen und ist zu ihrem Mann auf's Wirtschafftl zogen.“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Trauung.

Von Léon Kanroff.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen

Das Krankenzimmer macht einen feierlichen, festlichen Eindruck, als ob es der Schauplatz irgend einer freudigen Begebenheit wäre. Aber nur auf den ersten Blick. Wenn man genauer zusieht, verrät sich seine eigentliche Bestimmung doch durch dieses und jenes: ein Möbel, das, fortgerückt, um einer Chaiselongue Platz zu machen, jetzt eine anders gefärbte Stelle an der Wand sehen läßt, welche das Auge unwillkürlich auf sich zieht; ein Tischchen im Hintergrunde, voll kleiner Arzneiflaschen, die, nur schlecht verdeckt, ihre roten, grünen und weißen Papierfahnen erkennen lassen; ein gezwungenes Lächeln auf allen Gesichtern, welches eine tiefe Angst nicht zu verbergen vermag.

Der bleiche Mann im Bett, bleicher als die weißen Betttücher; die Frau zu seinen Häupten, welche zärtlich seine magere Hand streichelt; die beiden jungen Mädchen, welche mit leichten, schwebenden Schritten jeden Augenblick an die Thüre eilen und wieder zurückkommen — sie alle warten ängstlich, fieberhaft.

Der Arzt, welcher vor dem Fenster steht, und die vier Nachbarn, welche man um ihr Erscheinen gebeten hat, und welche nun in ihrem Sonntagsstaat verlegen dastehen, schweigen tiefebeneigt.

Der Mann (ungebuldig, in klagendem Ton): „Aber warum kommt der Maire nicht? . . . Luciel!“

Lucie (das Ältere der beiden jungen Mädchen, nähert sich mit einer sanften, gleichsam gedämpften Lebhaftigkeit dem Bett): „Vater!“

Der Mann: „Bist Du auch sicher, daß alle Formalitäten erfüllt sind?“

Lucie: „Ja, Vater, sei unbesorgt, es ist alles in Ordnung!“

Der Mann (in die Kissen zurücksinkend, klagend): „Aber warum kommt er denn nicht? Warum kommt er nicht?“

Die Frau (ihm die Hand drückend): „Er wird schon kommen, Paul; er wird schon kommen . . .“

Der Mann (dessen Stimme von einer wachsenden Angst erfüllt zu werden scheint): „Aber inzwischen muß ich gehen . . . ich fühle es wohl! . . . Und denke nur, wenn er zu spät käme, wenn ich Euch so zurückließe, Lucie, Charlotte und Didi! . . . (fast schreiend): Aber ich will nicht . . . ich will nicht . . . Ich darf nicht sterben! Ich darf nicht!“

Der Arzt (nähert sich hastig): „Na, na . . . Ruhe, lieber Freund! (Nimmt ihm einen Löffel Medizin ein). Was Sie für Ideen haben! Von Sterben ist gar keine Rede . . .“

Der Mann (ungläubig, seine Hände über der eingefallenen Brust zusammenkrampfend): „Aber ich fühle es doch hier . . .“

Der Arzt (beruhigend): „Sie fühlen sich ein wenig unwohl, weil Sie nervös sind. (Lachend): Donnerwetter, wenn man zur Trauung geht, ist man ganz natürlich etwas aufgeregter . . . Aber ich versichere Ihnen, es ist keine Gefahr vorhanden, und Sie werden sich schon wieder herausmachen, ja!“

Der Mann (mit glühenden Augen): „Sie . . . Sie glauben wirklich?“

Der Arzt (lächelnd): „Wenn ich es Ihnen versichere! . . . (Er entfernt sich vom Bett, leise zu Lucie): Vielleicht könnte man den Maire holen lassen . . . Ist die Maire weit von hier?“

Lucie (ebenso): „Eine Viertelstunde . . .“

Der Arzt (entnütigt): „Dann ist es zwecklos . . . Er würde doch zu spät kommen. Es bleibt uns nichts übrig, als zu warten. Vielleicht ist er schon unterwegs . . .“

Schweigen lagert über dem Zimmer. Lucie ist von neuem an die Thüre gegangen und bleibt dort stehen, das Taschentuch an die Augen gedrückt. So verfließen zehn Minuten — zehn Jahrhunderte.

Endlich schlägt die Korridorjohde an. Bei diesem Ton erzittern alle Herzen und beginnen hastiger zu schlagen. Dann tritt Lucie ein, gefolgt von dem Maire, dem Sekretär und einem Gerichtsdienner, der die Akten trägt.

Der Maire (ersaht mit einem Blick die Situation und fühlt, daß er sich beeilen muß): „Guten Tag, meine Damen . . . meine Herren . . . Ja, danke, dieser Tisch steht hier sehr gut . . . Wollen Sie, bitte, die Thüren öffnen lassen, mein Fräulein. Das Gesetz verlangt es . . .“

Der Mann (wie verwandelt, während man dem Beamten gehorcht): „Ach, Herr Maire! Was für Angst habe ich ausgestanden, Sie könnten zu spät kommen . . . Was für Furcht habe ich gehabt, ich könnte sterben, bevor ich wieder gut gemacht . . . bevor ich Ihnen meinen Namen gegeben, sie ehrlich gemacht habe . . . meine Kinder, meine lieben Töchter, und (gärtlich die Hand drückend, welche die seinige noch immer umschlossen hält) sie, die tapfere Gefährtin meines Lebens . . . Denken Sie nur, wenn ich gestorben wäre, ohne . . .“

Der Maire (sanft): „Na, na . . . nur Ruhe! . . . So weit sind wir doch noch nicht . . . Sie sehen ja ganz ausgezeichnet aus und . . .“

Der Mann: „Ja, ja, der Doktor hat mir gesagt, ich brauche noch nicht zu sterben . . . nicht wahr, Herr Doktor? Aber trotzdem wünsche ich, daß Sie uns ohne Verzug zusammengeben . . . Ich habe zu große Angst gehabt . . . Denken Sie doch! Wenn ich sie ganz allein zurückgelassen hätte, ohne Vermögen, ohne ehelichen Namen, ohne Zukunftssstätte . . . Und das alles aus Feigheit, aus Furcht vor der Welt, vor meiner Familie, einem Haufen gleichgültiger Menschen . . . Nein, nein . . . Ich will auf der Stelle getraut werden . . . (mit

schwächerer Stimme) auf der Stelle...“ (Er sinkt lächelnd und schwer atmend in die Kissen zurück.)

Der Arzt (unruhig und leise zum Beamten): „Beeilen Sie sich, Herr Maire!“

Der Maire (zu den Zeugen): „Wir schreiten zur Eheschließung! (Er liest hastig die Formeln, die Gesehesparagraphe vor und kommt zu den Namen.) Juliette Maria Colombar, sind Sie gewillt, den hier anwesenden Paul Eduard Dorthier zum Ehegatten zu nehmen?“

Die Frau (mit thränenersudeter Stimme): „Ja, Herr Maire...“

Der Maire: „Paul Eduard Dorthier, sind Sie gewillt, die hier anwesende Juliette Maria Colombar zum Ehegatten zu nehmen?“

Schweigen. Ein schreckliches Schweigen, welches sich wie eine Centnerlast auf alle Herzen wälzt. Der Mann im Bette, immer lächelnd, mit starren, unbeweglichen Augen, bleibt stumm.

Der Sekretär (leise): „Aber Herr Maire, er ist ja tot!“

Die Frau (will sich verzweifelt über den Kranken werfen): „Mein Gott!“

Die Töchter: „Vater! Vater!“

Der Maire (hält sie mit einer kurzen, gebieterischen Handbewegung zurück. In leicht verändertem, aber entschlossenem Ton): „Ich bitte Sie... (Nach einem Augenblick der Ueberlegung wendet er sich an die Zeugen und sagt, ein wenig blaß von dem, was er zu thun im Begriff steht, aber stark im Bewußtsein seiner moralisch richtigen Handlungsweise): „Obgleich das „Ja“ nur schwach gewesen ist, haben Sie es doch alle gehört, nicht wahr, meine Herren?...“

Der Arzt (ebenfalls etwas bleich): „Aber... gewiß!...“

Ein Zeuge (nach kurzer Ueberlegung): „Ja, Herr Maire...“

Die drei andern Zeugen neigen bejahend die Köpfe.

Der Sekretär (leise): „Indessen, Herr Maire...“

Der Maire (ohne auf ihn zu hören, feierlich): „Im Namen des Gesehes, die Ehe ist geschlossen!...“

Die Frau (wirft sich über ihren Gatten): „Paul!...“

Paul... Antwort mir!“

Die Töchter: „Vater!... Vater!...“

Der Maire (sich die Stirne trockenend, zu den Zeugen):

„Wenn Sie jetzt die Güte haben wollen, zu unterschreiben, meine Herren!“

Der Sekretär (nimmt den Maire beiseite; in ironischem, mißbilligendem Tone): „Ich enthalte mich einer Beurteilung Ihrer Handlungsweise, Herr Maire; aber ich fürchte, Sie haben da eine Ungeschicklichkeit begangen. Denn ich muß Ihnen nur sagen: ich für meine Person habe das vom Gesehes verlangte „Ja“ nicht gehört.“

Der Maire (ihn fest anblickend): „Sie haben es nicht gehört? Das wundert mich... Wo waren Sie denn?“

Der Sekretär (erstaunt): „Wo ich war? Nun... hier im Zimmer, neben Ihnen... Und ich versichere Ihnen, ich habe sehr gute Ohren!“

Der Maire (mit einem letzten Blick in das vom Tode veränderte Gesicht, streng): „Gute Ohren, mein Herr? Mit den Ohren gab's hier nichts zu hören... Mit Ihrem Herzen hätten Sie das „Ja“ hören müssen!...“

(Nachdruck verboten.)

Aus den Annalen des Alkoholismus

In München wurde dieser Tage gegenüber den allzu schwarzseherischen Meinungen übereifriger Anhänger der Mäßigkeitsbewegung von geschichtskundiger Seite darauf hingewiesen, es sei historisch noch gar nicht erwiesen, daß der Alkoholismus in unserer Zeit zugenommen hätte. Für die Mäßigkeit dieser Bemerkung läßt sich, soweit das deutsche Volk in Betracht kommt, aus allen Zeiträumen seiner Geschichte eine Unmasse auch kulturhistorisch sehr interessanter Thatsachen anführen, die bei den Deutschen vergangener Epochen eine äußerst stark entwickelte Vorliebe für Gerstenjaft und Traubenblut annehmen lassen. Mit dem Hinweis auf das ehrwürdige Alter der Reigung zu alkoholischen Ausschweifungen soll selbstverständlich keine Lanze zu Gunsten der Unmäßigkeit gebrochen, sondern nur gegenüber übertriebenen Befürchtungen darauf aufmerksam gemacht werden, daß, wenn all' die Unglücksprophetieungen der Alkoholgegner richtig wären, eigentlich das ganze deutsche Volk längst durch und durch verfaulen und entartet sein müßte. Dem schon die alten Germanen leisteten im Trinken ganz Respektables. Das bekannte Verschen über sie, wonach sie zu beiden Ufern des Rheins auf Wärendhäuten lagen und immer noch eins tranken, geht in seinem Kern auf ein paar Stellen in der „Germania“ des Römers Tacitus zurück, die ihm so zuverlässiger sind, als der Geschichtschreiber des Cäsarismus im übrigen seinen entarteten Landsleuten die sittenreinen, waldurpringlichen Barbaren gern als Tugendspiegel vorhält. In diesem Punkte vermag er es nicht; denn bei den Germanen „ist es für niemanden schimpflich, Tag und Nacht hinausgesetzt zu trinken“. Und sie zechen sogar, wenn sie über politische Dinge beratschlagen. Da kommt es dann häufig zu Streitigkeiten und Schlägereien, zu Mord und Totschlag. Die nämlichen schönen Trinksitten finden sich ein paar Jahrhunderte später, in der Völkerwanderungszeit. So giebt es von einem lateinischen Dichter der Zeit im 6. Jahrhundert, als Italien in den Händen der Ostgoten war, einen poetischen Stoßseufzer „Ueber die barbarischen Gelage“, der wegen der eingesprenkten gotischen Worte unter den

altdeutschen Sprachdenkmälern mit aufgeführt wird: „Unter dem gotischen „Geil“-Auf, dem unaufhörlichen: „Laßt uns schöpfen und essen und trinken“ verstummt die edlere Dichtung.“ Wenig später beschreibt Venantius Fortunatus, Bischof von Poitiers, eine fränkische Trinkgesellschaft also: „Sänger sangen Lieder und spielten die Harfe dazu. Umher saßen die Zuhörer bei ahornen Bechern und tranken wie Rasende Gesundheit um die Wette. Wer nicht mitmachte, ward für einen Thoren gehalten. Man mußte sich glücklich preisen, nach dem Trinken noch zu leben.“ Anderswo wird von den Franken berichtet, daß sie ihre Zeit mit unmäßigem Trinken ausfüllten, daß auch die Frauen stark tranken, und daß die Lebensordnung der Männer sich nach den Tränken des Tages, vom Morgen bis zum Schlaf- oder Nachtruim regelte. Die Belehrung der Deutschen zum Christentum hat an diesen Zuständen nichts Erhebliches geändert. Im Gegenteil sehen wir aus einem Kapitular Karls des Großen von 810, daß gleich den Laien auch die Mönche, Weltgeistlichen und Priester dem Bacchus und Gambrius unmäßig huldigten. Wie der König gewisse Brüderkasten verbot, die das kommentmäßige Saufen zum Lebenszweck hatten, so suchte er auch dem Alexus solidere Gewohnheiten aufzuzwängen; aber ohne besonderen Erfolg. Was man im Mittelalter unter Maßhalten im Trinken verstand, erzieht man z. B. daraus, daß im 10. Jahrhundert jeder Mönch des berühmten Klosters St. Gallen täglich als sein ihm rechtmäßig zustehendes Deputat 5 Maß Bier zugeweiht bekam. Wie es am Ende des Mittelalters speziell hier in Berlin um die Mäßigkeit bestellt war, zeigt ergötzlich ein Brief des gelehrten süddeutschen Humanisten Johann von Trithem, dessen Name vielen aus Alexus' „Hofen des Herrn von Bredow“ bekannt sein wird. Er schreibt 1505 aus Berlin über die Berliner: „Die Ausschweifung im Trinken wird von ihnen nicht für ein Laster gehalten. Doch giebt es auch viele, die sich dieses Lasters enthalten, und die Einwanderer aus Franken und Schwaben sind, wie ich oft bemerkt habe, mehr dem Trunk ergeben, als die Einheimischen.“ Ein andermal schreibt er über Brandenburg im allgemeinen: „Die wenigen Bayern, die es hat, sind sehr saul und ziehen den Trunk und Müßiggang der Arbeit vor. Man kann von den Märken sagen, daß sie durch die vielen Festtage und durch ihre Faulheit zur Armut gebracht werden und durch das viele Fasten und den Trunk ihren Tod beschleunigen, indem sie hierin die übrigen Deutschen übertreffen. Das Leben in der Mark besteht in nichts als Essen und Trinken.“ Das haben die Junter nachher den Märken gründlich abgewöhnt, und so hat bekanntlich auch im übrigen Deutschland der Adel das Saufen nach Kräften zu einem vornehmen Reservat gemacht. Seine Methode, das Volk zur Mäßigkeit zu erziehen, wird freilich auch der eifrigste Anti-Alkoholiker kaum billigen.

Die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts aber war in der That, soweit die deutsche Zunge klingt, die Blüte-Epoche des Alkoholismus. Das bleibt unbestreitbare Thatsache, mag man auch vieles von den bezüglichen Aeußerungen zeitgenössischer Schriftsteller als sittenrichterliche Ueberreibung in Abzug bringen. Luther war bekanntlich kein Weinverächter; aber er schreibt doch in seiner Auslegung des 101. Psalms: „Es muß ein jeglich Land seinen eignen Teufel haben — unser deutscher Teufel wird ein guter Weinschlauch sein und muß „Sauf“ heißen. Und „Wider Hans Vorst“ läßt er sich vernehmen: „Es ist leider ganz Deutschland mit Saufen geplagt. Wir predigen und schreiben darüber, es hilft aber leider nicht viel. Es ist ein alt, böses Herkommen in deutschen Landen, wie der Römer Cornelius (Tacitus) schreibt, hat zugenommen und nimmt noch zu.“

Besonders das kommentmäßige Trinken wirkte verderblich, das damals nicht auf Studenten und ihre Nachhänger beschränkt, sondern in allen Schichten der Nation verbreitet war. Man erfährt dies schon aus dem Titel eines Schriftchens, das 1523 in Bamberg erschien: „Vom Zutrinken. Neue Laster und Mißbräuche, die erfolgen aus dem schändlichen Zutrinken, damit jetzt ganz teuflich Nation besetzt und veracht ist.“ Näheres darüber bringt Matthaeus Friedrichs Vögelin „Wider den Sauffteufel“ (1522): „Es üben solche Laster jetzt nicht allein die Mannspersonen, sondern auch die Weiber, nicht allein die Alten, sondern auch die jungen Kinder, die können allbereits einander ein Halbes zutrinken. Die Eltern lehren's wohl auch ihre Kinder. „Nu laß sehen,“ spricht der Vater zum Sohnlein, „was Du kannst, bringe ihm ein Halbes oder Ganzes.“ Und über das alles hat man solches Lasters der Trunkenheit kein Gebl, sondern man kitzelt sich damit, als hätte man gar wohl gehandelt. Ja, rühmen es auch herrlich und sagt einer zum andern: „Lieber, ich wolte, daß Du nächten bei uns gewesen wärt; wir waren recht fröhlich, da ließen wir das Nadeln hermugehen, es durfte keiner nächtern davontommen. Ich göß sie endlich alle darnieder. Der sel auf die Bank, jener gößlich hünmter. Da solltest Du Wunder gesehen haben!“ Ganz ähnlich stuziert Sebastian Brant im „Narrenschiff“ (gegen 1500) ein Sauffgelage:

Viele würden sehr bald weise sein,
Wenn Weisheit stecke in dem Wein,
Die in sich gießen spät und früh.
Je einer trinkt dem andern zu:
„Ich bring' dir eins! — Ich kitzle dich! —“
„Das kommt dir zu!“ — Der spricht: „Wart, ich
Will wehr'n mich, bis wir beid' sind voll!“
D a m i t i s t Narren jeso wohl! . . .

*) Fordre zum Trinken heraus.

Zwei Verse seien noch zum Schluß aus diesem weitläufigen Kapitel Brants „Von Bällerei und Bräusen“ herausgegriffen, die zwar eine große Ueberschreibung in sich schließen, aber durch das in ihnen siedende Körnchen Wahrheit doch zu denken geben:

„Der Mensch könnt' frei, kein Knecht mehr sein,
Wenn Trunkenheit nicht wär' und Wein.“ — C.

Kleines feuilleton.

ss. Das Rauchen der Oefen. Ueber dieses Thema hat sich unlängst Professor Meidinger in Karlsruhe geäußert. Das Rauchen der Oefen und Herde kann sehr verschiedene Ursachen haben, unter denen hauptsächlich zu nennen sind die Witterung der Bau des Kamins, der Zustand des Ofens oder Herdes selbst nebst dem des Rauchrohrs. Ueber den Einfluß der Witterung bestehen fast allgemein irrige Vorstellungen. So ist die Annahme, daß die auf den Schornstein schneidende Sonne oder der Nebel von Einfluß auf das Rauchen der Oefen sei, durchaus unrichtig. Wenn beim Feueranmachen Rauch aus dem Ofen tritt, so liegt der Grund meist im mangelnden Zug innerhalb des Kamins. Gewöhnlich zeigt sich die Erscheinung bei windstillem und mildem Wetter, bei Kochherden namentlich im Sommer, wenn die Luft im Schlot kälter ist als draußen. Je seltener geheizt wird, desto eher kann dieser Zustand eintreten. Die schnellste Abhilfe verschafft ein Feuer aus feinen gespaltenen Holzstücken in dem kurzen in den Kamin führenden Kanal, das nur kurze Zeit unterhalten zu werden braucht. Von besonderer Wichtigkeit kann selbstverständlich der Wind sein, wobei alles auf die Art der Ausmündung des Schornsteins ankommt. Bei steilen Dächern muß dessen Oeffnung über der Dachfirst liegen. Sodann darf sich der innere Querschnitt des Kamins nach oben hin nicht verengern. Daß keine seitlichen Löcher vorhanden sein dürfen, in die der Wind unmittelbar eintreten kann, braucht nicht erst gesagt zu werden. Die drehbaren Schornsteinaufsätze verwirft Meidinger durchaus. Ist das Haus von höheren Gebäuden umgeben, so daß der Wind leicht von oben her die Oeffnung des Schornsteins trifft, so muß letztere durch eine Blechplatte überdeckt werden. Mit Rücksicht auf die Anlage des Kamins ist hauptsächlich zu tadeln, daß sehr häufig für mehrere Stodwerke eines Hauses nur ein Kamin vorhanden ist. In Wien ist diese Anordnung bereits verboten, in Deutschland aber, meines Wissens, noch in keiner einzigen Stadt. Der dadurch erzeugte Uebelstand liegt darin, daß die Heizung in jedem Stodwerk durch diejenige in den andren Stodwerken in Mitleidenschaft gezogen wird. Verengert sich der gemeinjamie Kamin gar noch nach oben hin, so kann es sehr wohl vorkommen, daß aus einem gar nicht geheizten Ofen eines oberen Stodwerks Rauchmassen austreten, wenn unten irgend wo geheizt wird. Zuweilen kann wirkliche Abhilfe nur durch einen Umbau geschaffen werden, im andren Fall ist wenigstens eine Verständigung zwischen den Bewohnern der einzelnen Stodwerke notwendig. Wichtig ist vor allem, daß die Feuerungsöfen während des Heizens nur wenig geöffnet werden und beim Nichtheizen vollständig geschlossen bleiben. Die Puthüren des Kamins müssen selbstverständlich immer geschlossen sein. Wenn in der im Keller befindlichen Wäschläche die Heißfeuerung geheizt wird, so dürfen niemals die Puthüren zur Abführung der Wasserdämpfe durch den Kamin nach außen geöffnet werden; das muß einmal wenig und führt leicht zum Rauchen von Oefen an andren Stellen des Hauses. Bei Unterbrechung der Wäscherei sind die Feuerungsöfen sofort zu schließen. Bei den Kochherden ist noch mehr als bei den Zimmeröfen auf Reinigung zu achten. Die Abzugsröhren müssen leicht zugänglich sein, und nötigenfalls muß die Hausfrau selbst das Putzen vornehmen können. Diese Notwendigkeit hängt damit zusammen, daß für die Herdheizung hauptsächlich stammende Brennstoffe angewandt werden, die mehr Ruß und lockere Asche geben. Ist es unmöglich, ob im Herd der nötige Zug herrscht, so sollte vor dessen Heizung an die wenig geöffnete Feuerthür ein brennendes Licht gehalten werden. Wird die Flamme nach außen gelassen, so fehlt es an Zug. Ein schwaches Holzfeuer im Kamin selbst kann reich Abhilfe gewähren. Am wirksamsten ist es, wenn es in der inneren Mündung des Kamins selbst angezündet werden kann. Von den Stubenöfen gilt im allgemeinen dasselbe wie vom Kochherd. Bei der Anwendung von Anthracit ist namentlich zu beachten, daß dieser Brennstoff Salzdämpfe abgibt, deren Niederschlag das Abzugsrohr ganz verstopfen kann. Ein starkes Holzfeuer macht das Rohr wieder frei. Das Nachfüllen von Brennstoffen soll immer möglichst rasch geschehen. Bei Oeffnung der Feuerthür ist die tiefere Kaminthür zu schließen. Die Gefährlichkeit von Klappen im Rauchrohr ist unendlich oft schon erwähnt worden, und glücklicherweise sind sie wenigstens in den größeren Städten durch allgemeine Verordnung verboten. Die Dichtung der Kachelöfen muß zeitweilig nachgesehen und nötigenfalls ergänzt werden. Will man die Summe aus diesen wichtigen Ausführungen ziehen, so ergibt sich in erster Linie als dringend wünschenswert die Vereinfachung der gemeinsamen Kamine für mehrere Stodwerke desselben Hauses. Was die Bauordnung in Wien erreicht hat, sollte für andre Städte Vorbildlich werden, nämlich die Anlage besonderer Kamine für jeden Stod eines Gebäudes.

— Todesmutige Rebhühner. Der „Täglichen Rundschau“ wird geschrieben: Es ist eine jedem Jäger sattham bekannte Erscheinung, daß Rebhühner ihre junge Brut durch vorgeführtes „Krankheit“ der Aufmerksamkeit irgend eines Störenfrieds zu entziehen suchen; eine Taktik, welche fast immer von Erfolg gekrönt ist. Ueberlaut gackernd und „mit zerichossenem Flügel“ nahe dem Boden hinflatternd, steht die sorgliche Alte — oder, was wohl häufiger ist, der Hahn — vor dem Hunde oder Menschen auf, welcher in den Startoffeln der kleinen Familie plötzlich zu dicht auf den Leib gerückt ist; dem nach einem zarten Wildbraten listernen Fuchse oder der „mausenden“ Katze gegenüber wird natürlich das gleiche Manöver ausgeführt. Andre um ihre unmißliche Nachkommenschaft besorgte Vögel verfahren bekanntlich in ähnlicher Weise. Nun war ich aber mit mehreren Jagdgenossen kürzlich Zeuge einer solchen Beschäftigung rührendster und aufopferndster Elternliebe, wie sie noch keinem von uns auf ziemlich langer Waidmannslaufbahn vorgekommen war und uns alle in gerechtes Staunen versetzte. Der Jagdwagen rollte auf der Chaussee nach A. dahin; meine Hindin lag zu meinen Füßen; der Hund eines Bekannten galoppierte voraus, bald rechts, bald links am Weggraben eine Nase voll Wind holend. Plötzlich entsteht ein Mordsgezeier; der Aufscher pariert die Gänge und ruft: „Da, da!“ Wir richten uns auf und sind Zeugen folgender Scene. „Rimrod“ ist rechts am Chausseegraben einer Rebhühnervfamilie gefährlich dicht aufgerückt, und da es für die Kleinen kein Entrinnen mehr gab, so stürzten sich die beiden Alten — in des Wortes eigener Bedeutung — dem vermeintlichen Räuber ihrer Kinder mit Todesverachtung entgegen: hüpfend und flügelschlagend, eigenartige Töne von sich gebend, gingen sie mit „Lauffschritt, marsch! marsch!“ gegen den ganz verdunkelten Pointer vor, trieben ihn vom Graben zurück und verfolgten den mit eingeklinkener Nute zurückweichenden unter den Hälften der Pferde durch weit über die Chaussee fort. Ich muß gestehen, daß wir zunächst einen Augenblick sprachlos waren. Dann erfolgte ein kräftiges Rufen: „Phui, Rimrod! Schone! und dergleichen mehr, obgleich nichts von alledem eigentlich nötig war, da der Hund gar nicht daran dachte, irgendwie angreifend vorzugehen; er war viel zu sehr eingezügelert durch die Hühner, die ihm mehrmals geradezu an den Kopf „sprangen“, als wollten sie ihn die Spitze ihrer Schnäbel fühlen lassen. Erst als sich der Hund von hinten her dem Wagen näherte, strichen die beiden wackeren Grauen davon und dem Luvinenschlage zu, wohin ihre Lütten inzwischen Dedung genommen hatten.

Humoristisches.

— Aus den Berichten eines Gendarmen. „Als ich hinten, gab ich dem Verhafteten den Zwed meines Daseins kund.“
„Da der däßigen Behörde der Name des Geötödeten nicht bekannt ist, wird die verehrliche Zeußeite um Auskunft ersucht.“
„Er behauptete, ich sei so dumm, daß ich nicht wisse, wie viel Stroß ich in meinem Hirne habe, was aber absolut unwahr ist.“
„Er hieb so unbarmherzig auf den Däßen ein, daß es der gehorjamst Unterzeichnete nicht mehr aushalten konnte.“
(„Jugend.“)

Notizen.

— Klingers „Beethoven“ wird Ende dieses Monats bei Keller u. Meiner zur Ausstellung gebracht werden.
e. Eine illustrierte Ausgabe von Gorkis Werken wird in Moskau vorbereitet.
— „Lebenskünstler“ heißt ein neues Schauspiel von Richard Roth, das am 8. Oktober im Münchener Hoftheater erstmalig in Scene gehen wird.
— Die Leitung des Städtebund-Theaters für den Harz und Mittelhessen ist dem Theaterdirektor Hoffmann in Nordhausen übertragen worden.
— Der erste Unterhaltungsabend des Vereins für Volksunterhaltungen findet am 12. Oktober im Bechstein-Saale, Linstr. 42, statt.
— Die Premiere von Massenet's „La Navarraise“ im Opernhause ist auf den 9. Oktober angesetzt. Am selben Abend geht auch Ulrich's Oper „Das Glockenspiel“ erstmalig in Scene.
— In Nykjöbing auf Seeland (Dänemark) ist dieser Tage ein sogenannter „Sonnenwagen“ ausgegraben worden. Ein solcher Sonnenwagen wurde als Opfer den Göttern in einem einsam gelegenen Moore hingelegt, nach Sitte der alten Germanen ganz zerbrochen und zerstört und die Stücke hingeworfen. Die Bruchstücke bestehen aus dem unteren Teile eines Wagens aus Bronze mit drei Paar Rädern und einem 10 Zoll langen Pferde, das eine Sonnenscheibe zieht. Diese ist auf der einen Seite mit Gold belegt, ungefähr 10 Zoll breit und mit reichen Kreis- und Spiralammenten versehen. Die Gruppe stammt aus der ältesten Bronzezeit. Der Fund wurde dem Nationalmuseum einverleibt.